

1930

1930

Mit cyberem Preis. 4.7.

» Der Bücherfreund «

„Uns nährt die Erde“.

Bemerkungen über André Gide.

Von Werner Deibel.

Durch eine — wie wir glauben: allzu „literarische“ und zeitbedingte — Ueberschätzung von André Gides „Falschmünzern“ ist bei uns leider fast eine Gide-Mode entstanden, die geeignet ist, uns den wirklichen Kontur, das europäische Format Gides, und vor allem eine höchst wichtige Tiefenbeziehung zum Genius Deutschlands zu verwiischen, d. h. seine Verwandtschaft mit bei uns eben gerade herauskommenden Mächten einer geistig-geistlichen Umgestaltung, die weit bedeutender ist, als jene gesellschaftliche, soziale, beschreibende Umgestaltung, die sich bei uns vollzogen hat oder von deren Vorbereitung literarische Weltbeglückter das entscheidende Heil erwarten.

Dans Brinshorn war es, der uns in einer erstantlich schönen Uebersetzung nun das Buch vermittelt hat, das den schöpferischen Befenslern Gides am reinsten offenbart. „Uns nährt die Erde“ („Les Nourritures Terrestres“) wurde 1896 (!) geschrieben und ist der mächtige Durchbruch einer leidenschaftlichen Lebensbrunst, eine Abgabe an jede bloß geordnete Idealität, deren Postulierung — wie nahezu die ganze europäisch-christliche Geistesgeschichte zeigt — in jedem Falle auf eine Entwertung der Wirklichkeit einerseits und auf eine geistig-normative Verkümpelung, ja Droppelung des leiblich-leidlichen Erlebens hincusführt. So wachsen diese Notizen, Schilderungen, Maximen, Tagebuchblätter und hymnischen Briefe an einen vorgestellten jungen Freund Nathanael zu einem lebensreligiösen Dokument voll leidenschaftlicher Farben zusammen. Hier flutet eine „neue Seele“ (Nietzsche) heraus und bestreitet in elementarer Herrlichkeit dem bewußten Genuß das alte christliche Recht, das Erleben zu mahrgeln unter der Vortäuschung eines „höheren“ Lebens und einer höheren Vollkommenheit. In Eherben fällt der Glaube an die lebensabgeleiteten Werte jeglichen „Idealismus“, aber auch ab dem Unwert der „Sünde“ dahin. Eine Entschulung, die mehr nützt, „als alle Schulung, die einem von den Menschen auferlegt wurde“, wird „zum wahren Anfang einer Erziehung“, deren Sinn und Lehre heißt: „Anbrünstig leben! . . . Alle Inbrunst war mir verschwundene Liebe . . . Handeln, ohne zu beurteilen, ob deine Tat gut oder schlecht sei: lieben, ohne dich zu beunruhigen, ob du Gutes oder Schlechtes tust.“ Ein selbstlicherer Amoralismus wirkt lachend und kühn den Satz hin: „Ich hoffe, daß keine Leidenschaft und kein Laster mir unbekannt geblieben ist; wenigstens habe ich nichts in mir behindert. . . Nichts anders lüde ich . . . als ein immer schlichteres Sich-von-der-Natur-Durchdringen-lassen.“ In sühner Umkehrung einer geistlichen Geistes-Verwerflichkeit lautet der kategorische Imperativ dieser welloffenen Unschuld: „Alles vollkommene Tun geht mit Wollust einher. Daran erkennst du, daß du es tun solltest.“ — und von der Seele, der hier die langverlangte Würde zurückgegeben wird, heißt es: „War unsere Seele uns wert, so war sie es darum, weil sie glühender gebrannt hat als manche andere.“ Gleich üppigen Krautgewinden schlingen sich glühend dankbare Prosa-hymnen von wunderbar dichterischer Kraft um die Fülle der Gaben, mit denen die Erde unsere Seele nährt, Gärten und Ebenen, Wanderungen und Seefahrten, Landschaften und Städte, Gut und Regen, tauige Morgen und dämmernde Abende, Einsamkeit und Liebe und nächtliche Wähler voll süßlichem Rauber, wunderbar verschmitzener Poesie und manadischer Krautigkeit. Ganze Kapitel wegen sich in einer passifischen Trunkenheit, und wie bei einem perfischen Sängler des überschwängereichen Lebens bricht zuweilen ein toller Humor hervor: „Johannes auf Palmos hat gar ein Buch geschrieben wie eine Ratte; ich aber mag Himberden lieber.“ Hier zielt alles auf die Beflügelung des Fußlers, die Wollust der Verführung, vor der alle Gedankenflucht bleich und blutarm wird. „Mir genügt es nicht zu sein: der Sand am Seelende sei ich; meine nackten Füße sollen ihn spüren.“

Jahrhundertalter Denk- und Sittenswahn hat die leiblich-leidlich erfahrbar Wirklichkeit zugunsten einer bloß geistigen „Idealität“, d. h. unwirklichen Gedankenwelt entwertet. Die Wirklichkeit aber entwerthen heißt die göttliche Begegnung entwerthen, die nur der seelenerlöschende, glühende Augenblick gewährt. Mit voller seelischer Wucht nimmt sich Gide gegen die lange Gewohnheit alles Jenseits- und Fortdriftglaubens, gegen das Laster, den lebendigen Augenblick zu verfluchen, blind für ihn zu sein durch stünige Begegnung: auf das Allerwertvollste, auf einen

„höheren“ Wert oder auf ein Ziel in der Zukunft. „Wir sind nichts außer im Jetzt und Hier des Lebens . . . Gott ist, was vor uns ist . . . Wir glauben alle, wir müßten Gott entdecken. Und wissen leider alle nicht, indes wir ihn suchen, wohin wir unser Gebet richten sollen. Schließlich gesteht man sich ein, daß er überall ist, der Unausfindbare — und man kniet nieder, wo man gerade weilt.“ Aus solchem Wissen um die göttliche Begegnung schöpft nun die Erfahrung die lauterste Lebensweisheit: „Erwarte alles, was zu dir kommt — aber wünsche dir nichts anderes, als was zu dir kommt . . . Wer über alles staunt — der ist der Weise.“

„Kun weiter . . . Was nun? — Keine Disposition! Sich gehen lassen! Nathanael sich gehen lassen.“ Nicht Dasten und Be-lügen — seliges Schweigen durch die Fülle der Erde ist das glück-verheißende Geheimnis. „Nicht Sympathie, Nathanael — Liebe! . . . Selbstverehrung, Nathanael, nicht Liebe.“ Unsere Be-gierde will nicht Besitz, sondern Liebe.“ Aus diesem einen Satz bricht leuchtend der Glühblick des echten Gids, der unserer Auf-tur nahezu völlig bekrönt ging. Wie der Dichter die leidenschaft-lichsten Farben in den kleinen Rosenfädelungen am Rande der Wüste findet, so gewinnt das Leben daraus die dunkelste Ghit; das die „nahe Erwartung des Todes“ dem Augenblick erst inbrünstigen Wert verleiht. „Das Leben war für uns wild und voll jeder Banne, und so ist das Glück mir lieb: ein Schimmer über Todes-dunkel.“ Was steht: diese Lebensflamme ist nicht klein und be-gehrlich, sie brennt aus Ugründen; auf den ersten süßigsten Blick epikuräischen Genießertum verdammt, lobert sie weit darüber hinaus; sie kennt die Melancholie, welche „nichts anderes ist als Inbrunst, die zurückst.“

Germaun Geste hat Gides Substanz in der Nachbarschaft Bascals gesucht, und in der Tat scheint Gides weitere Entwid- lung an der Bewusstheit, Notwendigkeit und Entgültigkeit dieser ausgeprochenen „heidnischen“ Dokumente irrezunehmen. Na, Christen könnten sie sogar mit allen geübten Hochmut als die jugendliche Verirrung eines Menschen hinstellen, der nach eigenem Eingeständnis — Gott sei Dank! — „zu der Lehre des Evang- eliums den Zugang wiederfindet“. Allein damit hätte man mit einer allzu banalen Wendung die Sicht in die beim doch weit rei- chere und interessantere Struktur Gides verstellt. Und man hätte endlich vergessen, daß er eben ein Franzose ist, dessen bedinglich sprühender Geistigkeit es unendlich wäre, mit der bei uns zum „Charakter“ gehörenden Trägheit, die wir „Gefinnung“ nennen, sich an irgendeiner Stelle des Sags und Denkbarren festnageln zu lassen. Wenn er in seinem „Tagebuch zu den Falschmünzern“ notiert: „Daß nach der Latitudo jägernden Veltrebens und deto- nierenden Wagemutis sich die Fülle des Tons bemitt, den die Violinlaute schließlich geben soll, und daß, nicht mehr erzittern, für sie so viel bedeuten würde wie: auf dem toten Punkt an- gelangt sein!“ — so spricht hieraus das Lebenserkennntum eines überlegenen Menschen, der weiß, daß ein ganzer, wirklicher Mensch weder geistig noch charakterologisch die tote Summe eingebildeter Bausteine von „Gefinnungen“ und „Eigenschaften“ ist, für die man ihn — nicht zuletzt aus der Einwirkung christlicher Moral- begriffe — anzuehnen sich gewöhnt hat. Weit entfernt von nihilistischer Skepsis ist diese Art von „Charakterlosigkeit“ das Er- gebnis einer unerbitlich christlichen Selbstverziehung, besser: Selbst- entfaltung und Reize, eine Ueberwindung des „idealistischen“ Schematismus von so bisher noch nicht gefeher Deutlichkeit, da- mit aber ein erzieherisches Ziel für den kommenden europäisgen Menschen und durchaus nicht etwa bloß eine graziose Spielart: gallischer Geistesleichtigkeit.

Dies Auf-sich-selbst-Ehren, Aus-sich-selbst-Leben, ohne Bro- gramm, ohne Dogma, ohne Klinder, aber auch ohne Scham und Angst vor den eingestrichelten Dogmen und Klindes der zeit- genössischen und auch ihm selber anvertrauten Lebens- und Wert- maßesweise — das gerade ist ja die „biologische“ Maxime, die Gide aus keinem anderen Vahrbode hätte zuwachen können als aus dem Entflammen der Seele am glühenden Augenblick, aus einer Hingabe, die — von keinem geistigen Jünger! geleitet und damit gestört — von ledeterer Gelassenheit sich stetig bis zu trunkenen Anbrannt der Dankbarkeit gegen die große Mutter, die „nährnde Erde“.

*) Uebersetzt von Hans Brinshorn. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart.